

WERKRAUM

WÜRDIGER EMPFANG DER FIRMGUNG!

Aus einem gegebenen Anlaß sei dieses Anliegen gestellt. In einer österreichischen Stadt kam es heuer anläßlich der Firmung zu bedauerlichen Unzukömmlichkeiten. Wohl war der unmittelbare Anlaß ein Mangel in der organisatorischen Vorbereitung; aber dieser Fehler war kaum schuldbar, denn es hatte sich eine so ungewöhnlich große Anzahl von Firmlingen eingefunden, daß die Lage nicht mehr zu überblicken war. Worauf es hier ankommt, ist folgendes: Wenn eine „Masse“ von Firmlingen und Paten eine Kirche gleichsam „stürmt“ und sich unmittelbar vor der Spendung des „Sakramentes der christlichen Lebensweihe“ so benimmt, wie es in dem vorliegenden Fall geschehen ist, dann ist in einem wesentlichen Punkt etwas in Unordnung. Man wird sich gedrängt fühlen, eine Bitte an die hochwürdigsten Bischöfe zu richten:

1. Der Klerus möge doch immer wieder auf die Abstellung des leidigen Brauches hinarbeiten, die Firmung als einen Anlaß zu einer Vergnügungsreise in die Stadt (für Firmlinge und Paten!) anzusehen. Es widerspricht außerdem allen Gesetzen psychischer Fassungskraft des Kindes, zu verlangen, daß es nach stundenlanger Fahrt, nach langem Warten und so vielen völlig neuen Eindrücken noch fähig sein soll für den würdigen Empfang des Sakramentes. Es muß wohl noch mehr als bisher zur Firmung in der Gemeinde oder im Dekanat aufgefordert werden.
2. Wenn aber schon vom Land zur Firmung in die Städte gefahren wird, dann müßte doch die Zahl der Firmlinge durch Zulaßscheine genau vorherbestimmt und auch zeitlich aufgeteilt werden können. Es dürfte für die zuständigen Pfarrämter nicht allzu schwer sein, eine solche Meldung und Vermittlung zu übernehmen.

VON DER MESSFEIER AUF DEM LANDE

(Zu dem Buch von Dr. Johann Zabel „Die Messfeier in der Dorfseelsorge einst und jetzt“. Wien, Herder 1947, 176 Seiten, S. 28.—.)

Der strenge Wissenschaftler wird zunächst überrascht sein, daß er es hier mit einer Wiener Dissertation aus dem Jahre 1943 zu tun hat, wird aber bedenken müssen, daß es sich eben um eine pastoraltheologische, nicht liturgiegeschichtliche Studie handelt. Geschichtlich und praktisch wird nichts Neues geboten, der Wert der Arbeit liegt in der Zusammenschau und Zusammenstellung der Ergebnisse der bisherigen Forschungen aus der besonders heute nicht jedem zugänglichen Literatur. Für die geschichtliche Arbeit ergibt sich die Wichtigkeit daraus, nicht bloß zu untersuchen, wie die heilige Messe in den ersten Jahrhunderten zu dem geworden ist, was sie im wesentlichen seit Gregor dem Großen geblieben ist. Ebenso wichtig, wenn nicht wichtiger, ist die Untersuchung, wie die in Rom zu fester Form gelangte Messfeier im übrigen Abendlande aufgenommen und durchgeführt wurde, von den „Anfängen christlicher Liturgie im deutschen Raum“ über Mittelalter, Reformation, katholische Restauration, Aufklärungszeit, 19. Jahrhundert bis zur Gegenwart. Adolf Franz hat ja vor fast 50 Jahren den Weg gezeigt, den derartige Studien gehen müßten. Auch andere verdienstvolle Einzelstudien sind erschienen. Zabel könnte nun manchen Seelsorger dazu anleiten, in seinem engsten Bereiche, in seiner Gemeinde und Pfarre nachzuforschen, wie dort die katholische Liturgie gefeiert wurde, was man sang, seit wann man die Orgel kennt und ähnliches. Denn es nützte wenig, nur zu sagen, die ersten Christen hätten das und jenes getan: es handelt sich doch auch darum, was die Christen eben dieser Pfarrei ge-

tan haben. Das ist ganz deutlich auseinander zu halten: Bodenständige Liturgiebildung in der Muttersprache und Übertragung der fertigen Liturgie auf fremdes Sprachgebiet und fremden Kulturboden. Es handelt sich ja nicht nur um die Wortsprache, sondern ebenso, wenn nicht mehr, um die Sprache der Symbole. Die Menschen der Antike standen dieser ganz anders gegenüber als der Durchschnittsmensch von heute oder der des Mittelalters.*) Auf diesem Gebiete ist noch viel nachzuholen, und Zabel gibt hier mehr Andeutungen zu den noch zu lösenden Aufgaben als deren Lösung selbst. Aber unbedingt sind diese ganz konkreten Studien nötig, um nicht alles, was zwischen dem Urchristentum der Antike und den heutigen Verhältnissen liegt, einfach zu überspringen, als ob sich das eine an das andere unmittelbar angeschlossen hätte.

Die der Gegenwart gewidmeten Ausführungen des Verfassers bringen auch nichts wesentlich Neues. Er bespricht die bereits allgemein bekannten Formen der Beisingmesse, der Chormesse, des Choralamtes und des „Deutschen Hochamtes“. Für das „Volks-Choralamt“ hat er wenig Sympathien. Natürlich muß festgehalten werden, daß es ein Volks-Choralamt im wörtlichen Sinn ebenso wenig gibt, als eine „Volksoper“ im Sinne einer vom „Volk“ aufgeführten Oper, zum Beispiel des „Fliegenden Holländers“. Auch im Volks-Choralamt kann das Volk nur das singen, was ihm eben zusteht. Zu den Chorgesängen des Choral ist eben ein Chor notwendig, und zu den solistischen Gesängen, wie etwa zum Graduale, ist ein Sänger erforderlich, dessen choralische, gesängliche Ausbildung — mutatis mutandis — in nichts der eines Konzertsängers nachstehen darf, der aber überdies noch ein echtes Innenleben, tiefe Kenntnis der Psalmenfrömmigkeit haben und eigentlich dem geistlichen Stande angehören sollte, was seit Abschaffung der Vorstufen zur Priesterweihe (als Stand) heute fast nirgends mehr zusammentrifft. Zu optimistisch sieht der Verfasser das Heil in der Ausführung der Responsorien durch das Volk. Gewiß, wenn der Chor singt, dann bewirkt die Ausführung der Responsorien durch das Volk, daß sich alle Anwesenden als mittätig, nicht als bloße Zuhörer fühlen. Die Akklamationen haben aber niemals selbständige Bedeutung, sondern verbinden die größeren liturgischen Formen miteinander, bereiten auf sie vor oder lassen sie ausklingen. Es kann sein, daß das Volk, wenn es auch noch so oft lateinisch oder deutsch das „Dominus vobiscum“ beantwortet, sich doch nicht wirklich begrüßt und zur Beantwortung des Grußes verpflichtet fühlt. Schon die unglückliche Übersetzung mit „Der Herr sei (statt ist) mit euch“ und die Antwort „Und mit Deinem Geiste“, die gar nicht mehr an den göttlichen Lebensodem, an das heilige Pneuma erinnert, erschwert sehr das eigentliche Grußverständnis. Es wird immer ein Widerspruch bleiben, wenn das Volk dem Priester antwortet, dann aber irgend ein Vorbeter oder ein Leser fortfährt, zu sprechen, was dem Priester zusteht. Es ist und bleibt eine deutsche Nebenliturgie, welche das liturgische Wort und im Grunde die liturgische Handlung überdeckt. Man müßte es eine Messe mit Mitwirkung eines Übersetzers nennen. Nach kurzer Zeit können auch hier die Antworten beim Volk genau so mechanisiert sein, wie bei den Ministranten, die durch diese Art Altardienst keineswegs liturgisch gebildet sind als unbeteiligte Laien. Es gibt eben eine tiefere Schicht der Vereinigung mit dem Opfer des Priesters und dem Opfer Christi, als ein bloß äußerliches Mitsprechen bestimmter Formeln und die Wiedergabe der Texte durch einen Übersetzer, indes der Liturge dabei ausgeschaltet ist. (Leider konnte der Verfasser das neue päpstliche Rundschreiben „Mediator“ nicht mehr in seine Arbeit einbeziehen.)

Über Brauchtum und Dorfseelsorge bringt Zabel gute Zusammenstellungen und Beobachtungen. Aus ihnen ergibt sich die Schwierigkeit einer Änderung liturgischer Formen durch einzelne. Die Dörfer einer Gegend haben doch

*) Aufschlußreich zu den vom Verfasser berührten Fragen ist auch ein Aufsatz von Willy Lorenz über „Die historische Grundlage des katholischen Lebens in Österreich“ in „Gloria Dei“, II/2, S. 164—174.

bisher alle so ziemlich den gleichen Gottesdienst gehabt. Es würde befremdlich auf das Volk wirken, wenn in jeder Gemeinde andere Versuche zu Änderungen gemacht würden. Manche wichtige Fragen werden in dem Buch gar nicht berührt, so der Unterschied zwischen einer Missa publica und privata, die sich doch auch in der äußeren Feier unterscheiden müßten. Dann wäre gerade auf dem Dorf die Stipendienfrage sehr wichtig. Heute ist es so, daß viele „eingezahlte Messen“ weggeschickt werden, ja weggeschickt werden müssen. Oft kann die Messe nicht mehr auf Meinung eines Bestellers gelesen werden, weil der Fructus missae gleichsam schon „vorverkauft“ ist. Die Bauern besonders halten darauf, daß eben ihre Messe gelesen wird, die sie „gezahlt“ haben. Das Gemeinschaftsopfer wird so gerade zum Sonderopfer; und nun soll doch dieses wieder durch gemeinsames Lied und Gebet zur Gemeinschaftsmesse ausgestaltet werden? Wo ist die Gemeinde, der es noch klar und lebendig vor Augen steht, daß die sonntägliche Pfarrmesse für ihrer aller Anliegen aufgeopfert wird? Könnten nicht auch an Werktagen mehrere zusammen ihre Opfergabe bringen, um auf ihre Meinung das hl. Opfer zu feiern, das sie selbstverständlich mitfeiern, auch mit hl. Kommunion? Dem Gesetz würde Genüge geleistet, wenn der Priester vom geopfertem Geld sich das vorgeschriebene Diözesenstipendium nehmen und den Überschuß der Kirche überlassen würde. Dann hätte das leidige Verschicken von Stipendien, mitunter noch dazu unter Ausnützung der jeweiligen Valutenverhältnisse, ein Ende. Auch solche Fragen müssen angeschnitten und ernstlich erwogen werden, wenn man die Stellung der Meßfeier in der Seelsorge des Dorfes und anderswo gründlich behandeln und studieren will. Aber auch schon die von Zabel gegebenen mannigfachen Anregungen sind wertvoll und verdienen liebevolle Berücksichtigung des in der praktischen Seelsorge stehenden Priesters. Er lehnt ja gerne wissenschaftliche Arbeiten als vom grünen Amts- oder Studiertisch ausgehende Elaborate ab. Hier hat er die Schrift, die Dissertation, eines Praktikers, zu der er willkürlich auch praktisch Stellung nehmen wird.

Univ.-Prof. DDr. Erhard Drinkwelder O.S.B.

BÜCHER UND ZEITSCHRIFTEN

Das neue Wort über Maria. Die Stellung Marias in der Heilsordnung nach „Mystici Corporis“ Pius' XII. Otto Müller Verlag, Salzburg. Von Josef Dillersberger. 257 Seiten, kart. S 17.—. — Dillersberger will mit seinen Überlegungen den Versuch wagen, sich an der Hand der Papstworte voranzutasten zu neuen Erkenntnissen. Seine Gedanken sind von der Hoffnung getragen, daß wir einer neuen Zeit entgegengehen, in der auch ein neues Bild Marias in den Heilsplänen Gottes steht. In dogmatischer und dogmengeschichtlicher Sicht eröffnet die Darstellung neue Aspekte, deren Beurteilung den zuständigen Spezialdisziplinen vorbehalten bleibt. Eines sei kurz angedeutet: Dillersberger schließt aus den Worten der Enzyklika, Marias Seele sei „mehr als alle anderen... vom göttlichen Geiste Jesu Christi erfüllt“, es werde mit diesem Satz eine neue Schau der Gnade als dynamisches Element be-

tont gegenüber dem Statischen, das wir sonst unter Gnade verstehen. Als Ergänzung hiezu wird man wohl auf das Dynamische im Begriff des Lebens hinweisen müssen, der das theologische Denken der letzten Jahrzehnte so stark beherrscht, daß ja schließlich die ganze Enzyklika „Corporis Christi“, an deren Schluß das Wort über Maria steht, nur von dieser Heilswahrheit des Lebens aus verstanden werden kann. Dies wird ja auch in den späteren Kapiteln des Buches über Maria als Mutter offenbar. — Im ganzen wird dieses mit einem Herzen glühender Marienliebe geschriebene Buch jeden, der sich in die Welt dieser Liebe mitnehmen läßt, mit reichem Segen beschenken. S.

Die Frau im Lichte des Evangeliums. Von P. Camillus M. Mohr, Verlag Herder, Wien, 86 S., kart. S 11.80. — „Je mehr der Frau Christus und seine Kirche zur Frohbotschaft, zur Erlösung werden,